

DEON MEYER

DREIZEHN STUNDEN

THRILLER



DEON MEYER

DREIZEHN STUNDEN

THRILLER



Über Deon Meyer

Deon Meyer, Jahrgang 1958, Rugby-Fan und Mozart-Liebhaber, ist der erfolgreichste Krimiautor in Südafrika. Er begann als Journalist zu schreiben und veröffentlichte 1994 seinen ersten Roman. Er lebt mit seiner Frau und vier Kindern in Melkbosstrand.

Im Aufbau Verlag liegen seine Romane »Der traurige Polizist«, »Tod vor Morgengrauen«, »Das Herz des Jägers«, »Der Atem des Jägers«, »Weißer Schatten« sowie der Story-Band »Schwarz. Weiß. Tot« vor.

Stefanie Schäfer hat Dolmetschen und Übersetzen an den Universitäten Heidelberg und Köln studiert. Für herausragende übersetzerische Leistungen wurde sie mit dem Hieronymusring ausgezeichnet. Sie lebt in Köln.

Informationen zum Buch

Inspector Benny Griessel hat schon bessere Tage gesehen. Seit seine Frau ihn herausgeworfen hat, versucht er nüchtern zu bleiben, und nun soll er als Mentor auch noch eine Gruppe junger schwarzer Polizisten anleiten. Zwei Morde beginnen die Polizei von Kapstadt in Atem zu halten. Ein amerikanisches Mädchen wird gefunden – sie wurde mit einem Messer tödlich verletzt. Doch wo ist ihre Freundin Rachel, mit der sie am Tag zuvor aus Namibia gekommen ist? Griessel erfährt, dass Rachel durch die Stadt gejagt wird, sich aber nicht traut zur Polizei zu gehen. Zur selben Zeit findet ein Hausmädchen einen Musikproduzenten tot in seinem Haus – vor ihm liegt seine Frau mit der Pistole und erwacht langsam aus dem Alkoholrausch. In all dem Schlamassel erhält Griessel den Anruf seiner Frau. Sie bittet um ein Treffen – sie will ihm endlich sagen, wie es mit ihnen beiden weitergehen kann.

»Deon Meyer ist ein überragend spannender Chronist einer schuldbeladenen Gesellschaft im Aufbruch.« *Tobias Gohlis, DIE ZEIT*

ABONNIEREN SIE DEN NEWSLETTER DER AUFBAU VERLAGE

Einmal im Monat informieren wir Sie über

- die besten Neuerscheinungen aus unserem vielfältigen Programm
- Lesungen und Veranstaltungen rund um unsere Bücher
- Neuigkeiten über unsere Autoren
- Videos, Lese- und Hörproben
- attraktive Gewinnspiele, Aktionen und vieles mehr

Folgen Sie uns auf Facebook, um stets aktuelle Informationen über uns und unsere Autoren zu erhalten:

<https://www.facebook.com/aufbau.verlag>

Registrieren Sie sich jetzt unter:
<http://www.aufbau-verlag.de/newsletter>

Unter allen Neu-Anmeldungen verlosen wir
jeden Monat ein Novitäten-Buchpaket!

Deon Meyer

Dreizehn Stunden

Thriller

Aus dem Afrikaans von Stefanie Schäfer

 aufbau digital

Inhaltsübersicht

Über Deon Meyer
Informationen zum Buch
Newsletter

05:36 - 07:00

Kapitel 1

Kapitel 2

Kapitel 3

07:02 - 08:13

Kapitel 4

Kapitel 5

Kapitel 6

Kapitel 7

08:13 - 09:03

Kapitel 8

Kapitel 9

Kapitel 10

09:04 - 10:09

Kapitel 11

Kapitel 12

Kapitel 13

Kapitel 14

10:10 - 11:02

Kapitel 15

Kapitel 16

Kapitel 17

Kapitel 18

Kapitel 19

Kapitel 20

11:03 - 12:00

Kapitel 21

Kapitel 22

Kapitel 23

Kapitel 24

Kapitel 25

12:00 - 12:56

Kapitel 26

Kapitel 27

Kapitel 28

Kapitel 29

Kapitel 30

12:57 - 14:01

Kapitel 31

Kapitel 32

Kapitel 33

Kapitel 34

Kapitel 35

14:02 - 15:10

Kapitel 36

Kapitel 37

Kapitel 38

Kapitel 39

Kapitel 40

Kapitel 41

Kapitel 42

15:12 - 16:14

Kapitel 43

Kapitel 44

Kapitel 45

Kapitel 46

16:41 - 17:46

Kapitel 47

17:47 - 18:36

Kapitel 48

18:37 - 19:51

Kapitel 49

Kapitel 50

Kapitel 51

Danksagung

Glossar mit Erklärungen der afrikaanssprachigen Wörter und anderer Begriffe

Impressum

Für meine Brüder, Bertus und François

05:36 – 07:00

1

Um 05:36 rannte sie den steilen Hang des Leeukops hinauf. In schnellem Takt knirschten ihre Laufschuhe auf dem Kies des breiten Fußwegs.

Zu diesem Zeitpunkt, als die frühen Sonnenstrahlen sie wie ein Suchscheinwerfer am Berghang einfingen, bot sie ein Bild sorgloser Anmut. Von hinten betrachtet, tanzte ihr dunkler geflochtener Zopf auf dem kleinen Rucksack, und ihr zartblaues T-Shirt hob sich leuchtend von ihrem tiefbraunen Nacken ab. Die langen Beine, die aus den Jeansshorts ragten, bewegten sich federnd und rhythmisch. Alles an ihr strahlte Energie und athletische Jugendlichkeit aus. Sie wirkte lebenslustig, gesund und zielstrebig.

Bis sie plötzlich stehen blieb und einen Blick über die linke Schulter warf. In diesem Moment zerstob die Illusion, denn aus ihrem Gesicht sprachen Angst und Erschöpfung.

Sie hatte keinen Blick für die beeindruckende Schönheit der Stadt im weichen Licht der aufgehenden Sonne. Ihre Augen suchten wild und panisch nach einer Bewegung in dem hohen *Fynbos* hinter ihr. Sie wusste, dass sie ihr auf den Fersen waren, aber nicht, wie dicht. Sie atmete schnell und flach – vor Anspannung, Schrecken und Furcht. Es war

das Adrenalin, ihr übermächtiger Lebenswille, der sie zwang weiterzulaufen, immer weiter, trotz ihrer müden Glieder, des Brennens in der Brust, der Dumpfheit nach einer schlaflosen Nacht und der Verlorenheit in einer unbekannten Stadt, einem fremden Land, einem unnahbaren Kontinent.

Vor ihr gabelte sich der Weg. Ihr Instinkt trieb sie nach rechts, höher hinauf, weiter auf die Felskuppe des Leeukops zu. Sie dachte nicht nach, sie hatte keine Strategie, sie lief blindlings. Ihre schlanken Arme schienen sie anzutreiben wie die Schubstangen einer Dampfmaschine.

Kripo-Inspekteur Bennie Griessel schlief.

Er träumte, er steuere einen großen Tanklastwagen über die N1 auf der Gefällestrecke zwischen Plattekloof und Parow, zu schnell, ein wenig unkontrolliert. Als sein Handy klingelte, reichte schon der erste schrille Ton, um ein flüchtiges Gefühl der Erleichterung über die Rückkehr in die Realität in ihm auszulösen. Er öffnete die Augen und sah auf den Radiowecker. Es war 05:37.

Er schwang die Beine über die Kante des schmalen Bettes. Der Traum war bereits vergessen. Für einen Augenblick blieb er auf dem Bettrand sitzen, reglos, wie vor einem Abgrund. Dann stand er auf, ging steif und verschlafen zur Tür und stolperte die Holztreppe hinunter

ins Wohnzimmer, wo er das Handy am Abend zuvor hatte liegen lassen. Seine dunklen wirren Haare schrien nach einem Friseur, und er trug nichts als eine ausgebleichene Rugbyhose. Sein einziger Gedanke war, dass ein Anruf um diese Zeit mit Sicherheit nichts Gutes verhieß.

Die Nummer auf dem Display war ihm unbekannt.

»Griessel.« Seine Stimme verriet ihn. Heiser brachte er die ersten Worte des Tages hervor.

»Hi, Bennie, ich bin's, Vusi. Tut mir leid, dass ich dich wecken muss.«

Griessel hatte Mühe, sich zu konzentrieren. Sein Kopf war voller Watte. »Schon okay.«

»Wir haben ... eine Leiche.«

»Wo?«

»Bei St. Martini, der lutherischen Kirche oben in der Langstraat.«

»In der Kirche?«

»Nein. Die Frau liegt neben der Kirche.«

»Bin sofort da.«

Griessel beendete die Verbindung und fuhr sich mit einer Hand durch die Haare.

Die Frau hatte Inspekteur Vusumuzi Ndabeni gesagt.

Bestimmt eine Stadstreicherin, eine der obdachlosen *bergies*, die am Fuße und an den Hängen des Tafelbergs lebten. Eine, die zu viel von Gott weiß was getrunken hatte.

Er legte das Handy neben seinen neuen gebrauchten Laptop.

Dann wandte er sich um, immer noch nicht ganz wach. Beim Umdrehen stieß er gegen das Vorderrad seines Fahrrads, das an seinem Leihhaus-Sofa lehnte, und konnte es gerade noch rechtzeitig auffangen, bevor es umfiel. Dann stieg er die Holzterre wieder hinauf. Das Fahrrad erinnerte ihn flüchtig an seine finanzielle Misere, aber er schob diesen Gedanken beiseite.

Im Schlafzimmer zog er die kurze Hose aus. Ein verräterischer Moschusgeruch stieg ihm vom Unterleib aus in die Nase.

Verdammt!

Das Schuldbewusstsein traf ihn mit voller Wucht. Seine Gewissensbisse und die Erinnerungen an den vorigen Abend verdrängten die letzte Spur von Trägheit aus seinem Kopf.

Was war nur in ihn gefahren?

Er warf die Hose in einem vorwurfsvollen Bogen in Richtung Bett und ging ins Badezimmer.

Missgelaunt klappte Griessel den Toilettendeckel hoch, zielte und pinkelte.

Als sie den asphaltierten Seinheuwelweg erreichte, erblickte sie die Frau und den Hund, hundert Meter links von ihr. Sie wollte laut rufen, ihre Lippen formten zwei

Wörter, aber ihre Stimme ging im Keuchen ihres Atems unter.

Sie rannte auf die Frau und das Tier zu. Der Hund war groß, ein Ridgeback. Die Frau war um die sechzig, eine Weiße. Sie trug einen großen rosa Sonnenhut, einen Wanderstock und einen kleinen Rucksack.

Der Hund wurde plötzlich unruhig. Vielleicht roch er ihre Angst, vielleicht spürte er ihre Panik. Ihre Sohlen klatschten auf den Teer, während sie ihren Lauf verlangsamte. Sie blieb stehen, drei Meter von der Hundebesitzerin entfernt.

»Helfen Sie mir!«, bat die junge Frau auf Englisch mit starkem amerikanischen Akzent.

»Was ist denn los?« Besorgt blickte die Frau sie an und wich einen Schritt zurück. Der Hund knurrte und zerrte an der Leine, strebte auf die junge Joggerin zu.

»Die wollen mich umbringen!«

Die Frau sah sich erschrocken um. »Aber hier ist doch niemand.«

Die Läuferin blickte über die Schulter. »Sie sind hinter mir her!«

Dann musterte sie die Frau und den Hund und erkannte, dass ihre Mühe vergeblich war. Sie konnten ihr nicht helfen. Nicht hier in der Offenheit des Berghangs, nicht gegen ihre Verfolger. Sie brachte die Frau nur in Gefahr.

»Rufen Sie die Polizei an. Bitte! Benachrichtigen Sie einfach die Polizei«, flehte sie und setzte erneut zum Laufen an, langsam zunächst, gegen den Widerstand ihres Körpers. Der Hund sprang mit einem Satz nach vorn und bellte. Die Frau zog an der Leine.

»Aber warum denn?«

»Bitte!«, wiederholte sie und schleppte sich weiter den Asphaltweg hinauf in Richtung Tafelberg. »Bitte, rufen Sie bei der Polizei an.«

Als sie etwa siebzig Schritte entfernt war, drehte sie sich noch einmal um. Die Frau stand immer noch genauso da wie eben, reglos und ein wenig verwirrt.

Bennie Griessel zog ab und fragte sich, warum er das Schlamassel gestern Abend nicht hatte kommen sehen. Er war nicht darauf aus gewesen, es war einfach passiert. Mein Gott, was machte er sich denn solche Vorwürfe, er war doch auch nur ein Mensch!

Aber er war verheiratet.

Wenn man das eine Ehe nennen konnte. Getrennt von Tisch, Bett und Wohnung. Nein, verdammt, Anna konnte nicht alles haben. Sie konnte ihn nicht aus seinem eigenen Haus werfen und erwarten, dass er zwei Haushalte unterhielt, und dann auch noch verlangen, dass er sechs Monate lang nüchtern und enthaltsam lebte.

Wenigstens war er nüchtern. Schon seit einhundertsechsfünfzig Tagen. Das bedeutete einen Kampf von über fünf Monaten gegen die Flasche, Tag für Tag, Stunde um Stunde, bis jetzt.

Auf keinen Fall durfte Anna das mit gestern Abend erfahren. Nicht jetzt. Nur knapp einen Monat vor dem Ende seiner Verbannung, der Strafe für seine Sauferei. Wenn Anna es erfahren würde, wäre er geliefert, und all der Kummer und Ärger wären umsonst gewesen.

Er seufzte und stellte sich vor den Spiegelschrank, um sich die Zähne zu putzen. Er betrachtete sich. Die grauen Schläfen, die Falten um seine dunklen Augen, die slawischen Gesichtszüge. Ein Schönling war er nie gewesen.

Er öffnete den Schrank, holte Zahnbürste und Zahnpasta heraus.

Was hatte sie in ihm gesehen, diese Bella? Irgendwann gestern Abend hatte er sich gefragt, ob sie womöglich aus Mitleid mit ihm ins Bett ging, aber er war zu erregt gewesen und zu verdammt dankbar für ihre sanfte Stimme, ihre großen Brüste und ihren Mund. Mein Gott, dieser Mund! Münder machten ihn an, und genau da lag die Wurzel des Übels. Nein, alles hatte mit Lize Beekman angefangen, aber das sollte er mal Anna erzählen.

Scheiße.

Bennie Griessel putzte sich hastig die Zähne, ging unter die Dusche und drehte die Hähne weit auf, um die verräterischen Gerüche gründlich abzuwaschen.

Sie war kein Bergie. Griessel fuhr ein kurzer Stich durchs Herz, als er über die Spitzen des Friedhofszauns kletterte und das Mädchen dort liegen sah. Die Sportschuhe, die Khakishorts, das orangefarbene Trainingshemd sowie die Form ihrer Arme und Beine verrieten, dass sie noch jung war. Sie erinnerte ihn an seine Tochter.

Er ging den schmalen geteerten Weg hinauf, vorbei an hohen Palmen, Tannen und einem gelben Schild: *FÜR UNBEFUGTE ZUTRITT VERBOTEN. PARKEN AUF EIGENE GEFAHR.* Und auf diesem Weg lag sie dann, links neben der Kirche.

Er blickte hinauf zu dem traumhaften, klaren Morgenhimmel. Es war fast windstill, nur eine leichte Brise trug Meeresgerüche den Berg hinauf. Das war keine Zeit zum Sterben.

Vusi stand neben ihr, zusammen mit Dick und Doof von der Spurensicherung, einem Polizeifotografen und drei Uniformierten. Hinter Griessels Rücken, in der schmalen Nebenstraße der Langstraat, warteten weitere uniformierte Kollegen, mindestens vier, in den weißen Hemden und schwarzen Epauletten der Metro-Polizei, alle gleichermaßen von ihrer Wichtigkeit durchdrungen.

Zusammen mit einer Gruppe Schaulustiger lehnten sie mit den Armen auf dem Zaun und betrachteten die reglose Gestalt.

»Morgen, Bennie«, sagte Vusi Ndabeni in seiner ruhigen Art. Er war mittelgroß, ebenso wie Griessel, wirkte aber kleiner: schmal und korrekt, mit scharfen Bügelfalten in der schwarzen Hose, schneeweißem Hemd mit Krawatte und polierten Schuhen. Sein wolliges Haar war kurz und eckig geschnitten, der Spitzbart tadellos gestutzt. Er trug dünne Gummihandschuhe. Griessel war ihm am vergangenen Donnerstag zum ersten Mal begegnet, ebenso wie den anderen fünf Fahndern, für die er ab jetzt ein Jahr lang den Mentor spielen sollte. Dieser Begriff stammte von John Afrika, dem Distrikt-Kommissaris »Fahndung und Verbrechensaufklärung«. Als Bennie allein in dessen Büro in der Alfredstraat zurückgeblieben war, hatte er erklärt: »Wir sitzen in der Scheiße, Bennie. Wir haben den Lotz-Fall vermässelt, und jetzt behauptet die Führungsebene, wir ließen am Kap die Zügel schleifen, und fordert, wir sollten uns mal zusammenreißen. Aber was soll ich tun? Ich verliere meine besten Leute, und die neuen wissen noch nichts, die sind noch völlig ungeschliffen. Kann ich auf dich zählen, Bennie?«

Eine Stunde später, als ihnen im großen Konferenzraum des Kommissaris sechs der besten »neuen« Leute mit unbewegter Miene auf grauen Behördenstühlen

gegenübersaßen, formulierte John Afrika sein Anliegen ein wenig dezenter: »Bennie wird euer Mentor sein. Er arbeitet seit fünfundzwanzig Jahren bei der Polizei. Er war schon bei der ehemaligen Mordkommission, als die meisten von euch noch zur Grundschule gegangen sind. Was er schon vergessen hat, müsst ihr noch lernen. Aber damit ihr mich richtig versteht: Er ist nicht dazu da, euch die Arbeit abzunehmen. Er ist euer Berater, der euch hilft und für Fragen zur Verfügung steht. Euer Mentor. Laut Wörterbuch ist ein Mentor ...«, und an dieser Stelle zog der Kommissaris seine Notizen zu Rate, »... *ein kluger und vertrauenswürdiger Ratgeber oder Lehrer*. Deswegen habe ich ihn zur provinziellen Sondereinheit versetzt. Bennie kennt sich aus, und ihr könnt ihm vertrauen, denn ich vertraue ihm. Ständig geht Wissen durch den Verlust altgedienter Kollegen verloren. Viele Neuzugänge werden auf die Bevölkerung losgelassen, ohne die geringste Erfahrung zu haben. Dabei brauchen wir nicht jedes Mal das Rad neu zu erfinden. Lernt von Bennie! Ihr seid eine handverlesene Truppe – es gibt nicht viele, denen eine solche Chance geboten wird.«

Griessel sah in ihre Gesichter. Vier athletische schwarze Männer, eine untersetzte schwarze Frau und ein breitschultriger farbiger Ermittler, alle knapp über dreißig. Überschwängliche Dankbarkeit spiegelte sich nicht in ihren Mienen wider, außer vielleicht in der von Vusumuzi (»Alle

nennen mich Vusi.«) Ndabeni. Der farbige Ermittler, Fransman Dekker, musterte ihn sogar mit unverhohlener Feindseligkeit. Doch Griessel hatte sich bereits an die Unterströmungen in der SAPS, der neuen südafrikanischen Polizei gewöhnt. Als er so neben John Afrika stand, sagte er sich, dass er dankbar sein müsse, nach der Auflösung der früheren Mordkommission noch einen Job zu haben. Und dass er und Mat Joubert, sein ehemaliger Vorgesetzter, nicht auf irgendwelche unbedeutenden Wachen abgeschoben worden waren wie die meisten ihrer Kollegen. Diese verdammt Umstrukturierungen, die so wenig Neues brachten. Es war wieder genauso wie dreißig Jahre zuvor: Kripo-Ermittler mussten in kleinen Wachen Dienst tun, denn so handhabte man das heutzutage im Ausland, also musste die SAPS es nachäffen. Nein, er hatte wenigstens noch Arbeit, und Joubert hatte ihn sogar für eine Beförderung vorgeschlagen. Wenn sein Glück anhielt, wenn seine Vorgesetzten über seine Sauferei, über die Gerechtigkeitsquoten für ehemals benachteiligte Bevölkerungsgruppen, über die Politik und den ganzen Quatsch hinwegsehen, könnte er zum Kaptein aufsteigen. Noch heute würde er erfahren, ob es geklappt hatte.

Kaptein Bennie Griessel – das war Musik in seinen Ohren. Außerdem brauchte er diese Beförderung. Dringend.

»Morgen, Vusi«, sagte er.

»Hi, Bennie«, grüßte ihn Jimmy, der lange, magere Weißkittel von der Spurensicherung. »Wie ich höre, nennt man dich inzwischen ›das Orakel‹.«

»Wie diese Frau in *Herr der Ringe*«, ergänzte Arnold, der kleine Dicke. In den Kapstädter Polizeikreisen waren die beiden als »Dick und Doof« bekannt, oft begleitet von inzwischen ziemlich abgedroschenen Witzen, etwa: »Die Spurensicherung wird durch Dick und Doof zu euch halten.«

»Das war in *Matrix*, du Depp«, verbesserte Jimmy.

»Ist doch egal«, erwiderte Arnold.

»Einen schönen guten Morgen«, unterbrach sie Griessel. Er wandte sich zu den Uniformierten unter dem Baum und holte schon Luft, um sie anzuherrschen: »Das hier ist ein Tatort, los, raus hier, und zwar sofort«, als ihm einfiel, dass das Vusis Fall war. Er musste den Mund halten und Mentor spielen. Er warf den Uniformierten einen drohenden Blick zu, der keinerlei Effekt hatte, und wandte sich dann zu der Leiche um.

Das Mädchen lag auf dem Bauch, den Kopf der Straße abgewandt. Ihr blondes Haar war sehr kurz geschnitten. Über ihren Rücken zogen sich zwei horizontale Schnittwunden, gleichmäßig rechts und links über ihre Schulterblätter. Aber es war der gewalttätige Schnitt durch ihre Kehle, der ihren Tod verursacht hatte, tief genug, um die Speiseröhre freizulegen. Mit Gesicht, Brust und

Schultern lag sie in einer großen Blutlache. Der Geruch des Todes hing bereits in der Luft, bitter wie Kupfer.

»Mein Gott!«, sagte Griessel. Angst und Ekel stiegen tief aus seinem Inneren in ihm auf. Er musste durchatmen, langsam und ruhig, wie Doc Barkhuizen es ihn gelehrt hatte. Er musste auf Abstand gehen, *es nicht an sich heranlassen*.

Er schloss für einen Moment die Augen. Dann schlug er sie wieder auf, blickte hinauf in die Bäume. Er rang um Objektivität, aber es war und blieb eine furchtbare Art zu sterben. In seinem Kopf stiegen unwillkürlich Vorstellungen davon auf, wie es sich zugetragen hatte – das blitzende Messer, das seifenglatt und tief durch ihr Gewebe schnitt.

Rasch erhob er sich und gab vor, sich umzusehen. Dick und Doof zankten sich um irgendetwas, wie üblich. Er versuchte zu verstehen, was sie sagten.

Mein Gott, und sie war noch so jung! Achtzehn, neunzehn?

Was war das für ein Wahnsinn, einem solchen Kind die Kehle durchzuschneiden! Was für eine Perversion!

Er verscheuchte die Bilder aus seinem Kopf, dachte an die Fakten, die Folgen. Sie war weiß. Das bedeutete Ärger. Das verhiess Medienrummel. Der ganze Kreislauf der Anschuldigungen, das Verbrechen sei außer Kontrolle geraten, würde wieder von vorn anfangen. Es bedeutete großen Druck und lange Arbeitszeiten und zu viele Leute,

die sich einmischen würden. Jeder würde mal wieder seine eigene Haut zu retten versuchen. Er hatte es satt bis obenhin.

»Das gibt Ärger«, sagte Griessel leise zu Vusi.

»Ich weiß.«

»Es wäre besser, wenn die Kollegen da hinter der Mauer bleiben würden.«

Ndabeni nickte, ging auf die Männer in Uniform zu und bat sie, auf dem Umweg hinter der Kirche entlang den Friedhof zu verlassen. Sie reagierten nur widerstrebend, denn sie wollten unbedingt dabei bleiben. Endlich aber gingen sie.

Vusi gesellte sich zu Griessel, Notizbuch und Stift in der Hand. »Alle Tore sind geschlossen. Auf der anderen Seite, beim Pfarrbüro, gibt es ein elektrisches Eingangstor, und dann noch das Haupteingangstor hier vor dem Gebäude. Sie muss über die Gartenmauer gesprungen sein, das war die einzige Möglichkeit, hier reinzukommen.« Vusi sprach zu schnell. Er deutete mit dem Finger auf einen Farbigen, der jenseits der Mauer auf dem Bürgersteig stand. »Der alte Mann da ... James Dylan Fredericks, der hat sie entdeckt. Er ist Day Manager bei Kauai Health Foods in der Kloofstraat. Er sagt, er sei mit dem Golden-Arrow-Bus von Mitchells Plain gekommen und dann am Bahnhof ausgestiegen. Als er hier vorbeigegangen sei, um fünf vor fünf, sei ihm die reglose Gestalt aufgefallen. Er sei über die

Mauer geklettert, aber als er das viele Blut gesehen habe, sei er zurückgelaufen und habe bei der Wache am Caledonplein angerufen, weil er diese Nummer für eventuelle Notfälle im Geschäft gespeichert habe.«

Griessel nickte. Er vermutete, dass Ndabeni seinetwegen so nervös war, als sei er hier, um ihn, den Schwarzen, zu beurteilen. Er würde das klarstellen müssen.

»Ich werde Fredericks sagen, dass er gehen kann, schließlich wissen wir ja, wo wir ihn erreichen können.«

»Schon gut, Vusi. Du brauchst nicht ... Ich weiß es zu schätzen, dass du mir die Einzelheiten mitteilst, aber will nicht, dass du denkst ... weißt du ...«

Ndabeni berührte Griessel am Arm, als wolle er ihn beruhigen. »Schon okay, Bennie. Ich will was lernen.«

Vusi schwieg einen Augenblick. Dann fügte er hinzu: »Ich will das nicht vermässeln, Bennie. Ich war vier Jahre lang in *Kayelitsha*. Ich will nicht dahin zurück. Aber das hier ist meine erste ... Weiße«, sagte er vorsichtig, um bloß nicht rassistisch zu klingen. »Das hier ist ... eine andere Welt.«

»Ja, das ist es.« Griessel war nicht gut in so etwas, ewig rang er um die richtigen, politisch korrekten Worte. Vusi half ihm aus der Verlegenheit: »Ich habe versucht zu ertasten, ob sie etwas in den Hosentaschen hat. Vielleicht einen Ausweis. Aber ich habe nichts gespürt. Wir warten jetzt nur noch auf den Rechtsmediziner.«

In den Bäumen zwitscherte schrill ein Vogel. Zwei Tauben landeten in ihrer Nähe und begannen sofort zu picken. Griessel sah sich um. Auf dem Kirchengrundstück stand ein Auto, ein weißer Toyota-Minibus. Er war auf der Südseite geparkt, vor einer zwei Meter hohen Backsteinmauer. Auf der Seite stand in großen roten Buchstaben das Wort *Adventure*.

Ndabeni folgte seinem Blick. »Die parken vermutlich nur aus Sicherheitsgründen hier«, meinte er und deutete auf die hohen Mauern und die geschlossenen Tore. »Ich glaube, die haben eine Agentur in der Langstraat.«

»Kann sein.« Die Langstraat war das Zentrum des Rucksacktourismus am Kap. Viele junge Leute, Studierende aus Europa, Australien und Amerika, die billige Unterkünfte und Abenteuer suchten, kamen hierher.

Griessel hockte sich wieder neben die Leiche, aber so, dass ihr Gesicht von ihm abgewandt war, denn er wollte weder die schreckliche Wunde noch ihre zarten Gesichtszüge sehen.

Hoffentlich ist sie nicht auch noch eine Ausländerin, dachte er.

Denn dann wäre wirklich der Teufel los.

2

Sie war die Kloofnek-Straße entlanggelaufen und einen Augenblick unentschlossen stehen geblieben. Sie wollte sich ausruhen, Atem schöpfen und versuchen, ihre Angst unter Kontrolle zu bekommen. Sie musste eine Entscheidung treffen: Entweder wandte sie sich nach rechts, weg von der Stadt, in Richtung *Camps Bay*, wie der Wegweiser verkündete, oder nach links, mehr oder weniger in die Richtung, aus der sie gekommen war. Ihr Instinkt sagte: nach rechts, immer weiter weg von den Verfolgern, von den grauenvollen Geschehnissen der letzten Nacht.

Aber genau damit würden sie rechnen, und es würde sie noch tiefer ins Unbekannte führen, weiter von Erin fort. Da wandte sie sich, ohne nachzudenken, nach links. Ihre Sportschuhe klatschten laut auf den Asphalt des nach unten führenden Weges. Etwa vierhundert Meter lief sie am rechten Rand der schmalen Straße entlang. Dann stolperte sie rechts einen steinigen Abhang hinunter, über ein pflanzenbewachsenes flacheres Stück, bis sie zu ihrer Erleichterung Higgovale erreichte, eine Siedlung hoch oben am Berg – große, exklusive Häuser mit üppigen Gärten, umgeben von hohen Mauern. Hoffnung keimte in ihr auf. Hier wartete die Normalität, hier wohnten Leute,

die ihr helfen, die ihr Unterschlupf, Schutz und Unterstützung bieten konnten.

Doch alle Tore waren geschlossen, jede Villa ein Fort, die Straßen verlassen so früh am Morgen. Der Weg hatte sich steil bergauf gewunden; ihre Beine versagten ihr den Dienst, konnten nicht mehr, und dann sah sie das offene Tor des Hauses rechts von ihr. Mit jeder Faser sehnte sie sich nach Ruhe. Sie warf einen Blick zurück, sah aber niemanden. Sie ging durch das Tor: eine kurze, steile Auffahrt, eine Garage, ein Vordach. Rechts wuchsen dichte Sträucher an der hohen Mauer. Das Haus lag linker Hand, hinter einem Zaun aus Eisenstäben und einem geschlossenen Gittertor. Sie kroch in die Sträucher bis zu einer verputzten Wand, immer tiefer, ganz nach hinten, wo man sie von der Straße aus nicht sehen konnte.

Sie sank auf die Knie, rutschte mit dem Rucksack an der Mauer herunter. Sie ließ den Kopf hängen, todmüde, die Augen geschlossen. Dann erst setzte sie sich richtig hin. Ihr war bewusst, dass die Feuchtigkeit auf den Backsteinen und die vermodernden Blätter Flecken auf ihren blauen Jeansshorts hinterlassen würden, aber das war ihr gleichgültig. Sie sehnte sich nur nach Ruhe.

Dann stiegen plötzlich wieder die Bilder in ihr auf, die sich sechs Stunden zuvor in ihr Gedächtnis eingebrannt hatten. Sie zuckte unwillkürlich zusammen und öffnete die Augen, denn sie wollte jetzt nicht daran denken. Es war zu